



Reportage

Armenien

Barbara Denscher
Im Schatten des Ararat

Picus

Barbara Denscher

Reportage Armenien

Im Schatten des Ararat

Picus Verlag Wien

Inhalt

Ankunft in Jerewan: Nur Tee gibt es nicht	9
Armenisches Wohngefühl – oder: Wasser zwischen sechs und neun	13
Heimkehr ins »Traumland«	19
Exportschlager Arbeitskräfte	25
»Von Jahrhunderten des Despotismus geprägte Mentalität«	30
Eine Armee von sechsunddreißig Soldaten	36
Die dreiundfünfzig Tage des Musa Ler	46
Am heiligsten Ort	58
Radio Jerewan antwortet nicht	68
Eine Oase des freien Denkens	71
»Gjumri stellt eine Art Nullpunkt dar«	81
Bjurakan: Ein Blick in die Sterne	92
Sewansee: Achtzig Zentimeter Fisch	100
Dilidschan: Szenerie für einen Film	109
Backgammon in Haghartsin	114
Fioletowo: Krautsalat bei den Molokanen	118
Bis Meghri sind wir nicht gekommen	125
Dank	132

Ankunft in Jerewan: Nur Tee gibt es nicht

Natürlich müssen wir auch auf den Frieden in der Welt anstoßen. So wie zuvor schon auf jeden Einzelnen hier in dieser Tischrunde, auch auf all jene Freunde, die heute nicht dabei sind, auf Eltern und Kinder, auf Großeltern, Tanten und Onkel, auf die Helden der Vergangenheit, auf eine gute Zukunft – und auf noch vieles andere mehr. Über all dies lässt sich viel sagen. Zwei oder drei Mal passiert es mir zwischendurch, dass ich eine Redepause für das Signal zum erlösenden »dzer kenatse« – »zum Wohl« – halte: Schon will ich das Glas aus der Trinkspruchposition – Arm angewinkelt, Glas in Brusthöhe – in die Anstoßposition – Augenhöhe – bringen, aber nein, der Trinkspruch geht noch weiter, viel ist noch zu sagen und ich lasse das Glas wieder sinken. Noch eine Weile Armmuskeltraining, denn armenische Trinksprüche dauern lange, sehr, sehr lange. Dann endlich »dzer kenatse« – und bald darauf der nächste Trinkspruch.

Eigentlich war es eine Einladung zum Tee gewesen. »Für den ersten Tag habe ich noch keine Termine ausgemacht«, hatte mir Robert gesagt, als er mich, nach dem Nachtflug Wien–Jerewan, frühmorgens am Flughafen abholte. Nur für den Nachmittag sei ein kurzer Besuch bei Nune und Norik geplant, einem Ehepaar, das ich bei meinem letzten Armenien-Besuch kennengelernt hatte. Zur Begrüßung, ganz kurz, nur auf eine Tasse Tee – das sei doch in Ordnung? Natürlich war es in Ordnung – und Robert konnte das Treffen in dem

Terminplan, den er auf einem großen Blatt Papier für mich angelegt hatte, als fixiert markieren.

Robert Mirzoyan legt Wert auf Genauigkeit – was auffällt in einem Land, in dem oft ein etwas lockerer Zeitbegriff zu herrschen scheint. Aber schließlich war der zweiundsiebzigjährige Diplomingenieur früher, zu Sowjetzeiten, Leiter eines technischen Forschungsbüros gewesen und hatte sogar eine Zeit lang am Raketenprogramm der UdSSR mitgearbeitet. Daher wohl die eher unarmenische Pünktlichkeit. Sehr armenisch hingegen ist er in seiner Fähigkeit zur Improvisation – aber vielleicht war auch das eine Karrierebedingung für einen Sowjetingenieur gewesen.

Auf jeden Fall ist es für mich bei meinen Besuchen in Armenien immer eine große Erleichterung, wenn mich Robert bei der Vereinbarung von Interviews, der Koordination von Terminen und der Organisation von Exkursionen unterstützt. Denn der Zeitplan bricht meist rasch zusammen: Ein Gesprächspartner kommt vierzig Minuten zu spät, der andere aber ist mit zwanzig Minuten Überzeit fast pünktlich – und schon kommt es zu Kollisionen. »Problem tschka«, meint Robert dann, »kein Problem« – und irgendwie funktioniert doch alles. Typisch armenisch eben.

Kennengelernt habe ich Robert Mirzoyan vor ein paar Jahren, bei einem Festival des Armenischen Philharmonischen Orchesters. Der immer etwas streng wirkende Intellektuellentyp mit stets sorgfältig gestutztem weißen Kinnbart und Goldrandbrille war damals Orchestermanager. Denn der Zerfall der UdSSR hatte auch das Ende der sowjetarmenischen Forschungseinrichtungen

bedeutet und Robert hatte die Branche wechseln müssen. Mittlerweile arbeitet er in der technischen Leitung der Jerewaner Aram-Chatschaturjan-Konzertthalle. Natürlich würde er gerne irgendwann in Pension gehen, meint er, aber das könne er sich finanziell kaum leisten.

Wie ihm geht es auch vielen anderen seiner Landsleute. Denn die Renten sind immer noch sehr gering, und daher versuchen die meisten, so lange wie möglich berufstätig zu bleiben – auch wenn sie dafür ihren Tätigkeitsbereich ändern müssen. Die achtundsechzigjährige Lehrerin arbeitet nun als Museumsaufseherin und der siebzigjährige ehemalige Chemiker meint, dass er sich mit seinem neuen Job als Mietwagenchauffeur eben abfinden müsse. Eine Flexibilität, die sehr armenisch ist und zu der auch eine große Kontaktfreudigkeit gehört. »Ein Armenier hat überall Bekannte, die einem weiterhelfen«, meint Robert – und er hat Recht damit. Hilfsbereitschaft ist eindeutig eine zentrale Kategorie in diesem Land, und jeder scheint in jeder noch so schwierigen Situation jemanden zu kennen, der jemanden kennt, der einem helfen kann – ob es dabei um einen neuen Job oder auch nur um ein wenig Unterstützung im Alltag geht. Robert kennt viele Leute, und da ist es auch kein Problem, dass er kein Auto hat. Immer weiß er jemanden, der mit ihm um vier Uhr früh zum Flughafen fährt, um mich abzuholen.

Fürs Erste solle ich mich ein wenig ausruhen, hatte Robert gemeint, als er mich in der kleinen Wohnung, die er mir für meinen Aufenthalt organisiert hatte, ablieferte. Später würde er mich dann zum Mittagessen bei sich zu Hause abholen, seine

Frau Alla hätte natürlich schon *spas* – armenische Joghurtsuppe, eines meiner Lieblingsgerichte – für mich zubereitet. Danach, wie vereinbart, Tee.

Ich hätte es wissen können! Natürlich wurde der Suppenteller mehrmals nachgefüllt, natürlich hatte Alla nicht nur *spas*, sondern auch *amarajin dolma* – mit Hackfleisch gefüllte Tomaten, Paprika und Auberginen – vorbereitet, und nun sitze ich hier, bei Nune und Norik, an einem Tisch, auf dem nicht das kleinste Fleckchen mehr frei ist: da ein großer Teller mit verschiedenen Wurstsorten, dort einer mit Käse, Schüsseln mit Salaten, alle reichlich mit Rahm und Mayonnaise abgeschmeckt, Tomaten, Oliven, Berge von *lawasch*, dem armenischen Fladenbrot, aber auch Torten, Kekse, süße Cremes, Obst und vieles mehr – alles herrlich und von allem viel zu viel.

»Chndrem, chndrem« – »bitte sehr« – flötet Nune, und schwapp, schon habe ich das nächste honigtriefende Kuchenstück auf dem Teller. Widerstand ist zwecklos. Seitlich, auf einem kleineren Tischchen, stehen die Flaschen mit armenischem Kognak, Rotwein und Wodka. Zur Begrüßung gab es süßen Sekt mit einem Schokoladestück im Glas – »dzer kenatse!«

Nur Tee hat Nune nicht vorbereitet: »Kann ich aber gleich machen, wenn jemand eine Tasse möchte.« Bei Essenseinladungen – noch dazu, wenn ein Gast aus dem Ausland da ist – gilt in Armenien nämlich eine besondere Sprachregelung, erklärt mir Roberts Sohn Aram: »Einladung zum Tee bedeutet großes Abendessen, und Abendessen bedeutet mindestens ein Grillfest.« »Und wann gibt es Tee?« »Nur Tee? Nur Tee gibt es überhaupt nie!«

Armenisches Wohngefühl – oder: Wasser zwischen sechs und neun

Der Tag begann mit einer kalten Dusche. Dabei hatte mir Robert am Abend nochmals genau erklärt, was zu tun sei: den einen Hahn zudrehen, den anderen aufdrehen, den Hebel umlegen und schließlich den Schalter betätigen. So oder ähnlich ging es. Ich führte auch alles korrekt durch – nur den Schalter vergaß ich, mit dem aber wird die Heizung in Gang gesetzt. Nun also war das Wasser eiskalt, aber immerhin war der Tank gut gefüllt, der Wasservorrat für diesen Tag gesichert. »Wasser gibt es hier zwischen sechs und neun Uhr morgens, und dann erst wieder zwischen sieben und zehn Uhr abends. Denk also daran, gleich in der Früh die Wasserleitungen aufzudrehen«, hatte mich Robert ermahnt.

Alle Befürchtungen, dass ich den Zeitpunkt für die Tankfüllung verpassen könnte, erwiesen sich als unbegründet. Es war nicht einmal nötig, den Wecker zu stellen. Denn wenn das Wasser kam, erwachte das ganze Haus: In den Leitungen begann ein Pochen, Glucksen und Gluckern, das Einlaufen des Wassers in die Kessel war unüberhörbar und aus jenen Wohnungen, in denen es keine Tanks gab, tönte das Scheppern der Kübel und das Klirren der Flaschen, die an den Wasserhähnen gefüllt wurden.

Die Frage nach dem Wasser – »dschur ka?«, »gibt es Wasser?« – bestimmte lange Zeit das armenische Alltagsleben, und sehr oft lautete die Ant-

wort darauf »dschur tschka«, »es gibt kein Wasser«. In den letzten Jahren hat sich die Situation zwar gebessert, und in großen Teilen von Jerewan klappt die Wasserversorgung mittlerweile sehr gut. Ganz anders aber ist es in vielen Regionen außerhalb der Hauptstadt. Immer noch gibt es Dörfer und Städte, in denen das Wasser nur stundenweise aus den Leitungen fließt, in manchen sogar nur jeden zweiten Tag. Nicht dass es zu wenig Wasser gäbe, nur: Die Versorgung funktioniert nicht. Das gesamte Leitungssystem ist veraltet, in desolatem Zustand und für einen Dauerbetrieb längst nicht mehr geeignet. Die finanziellen Mittel für eine Sanierung aber fehlen. Mit der vor ein paar Jahren erfolgten Privatisierung der Wasserversorgung – die nunmehr in den Händen einer französischen Gesellschaft liegt – hat man daher auch begonnen, in den Häusern Wasserzähler zu installieren. Der Preis des Wassers wurde dabei kräftig angehoben. Zuvor war lediglich eine vom Verbrauch unabhängige, sehr geringe Monatsgebühr zu zahlen gewesen. »Wenn es wirklich Verbesserungen gibt, und die Franzosen nicht nur auf unsere Kosten Profit machen wollen, wie manche Leute meinen, dann ist diese Verteuerung wohl durchaus zu akzeptieren«, meint Robert.

Die Wasserversorgung ist also auch weiterhin ein beliebtes Gesprächsthema. Auch dort, wo es den ganzen Tag über Fließwasser gibt, wollen viele den Wassertank sicherheitshalber noch nicht abmontieren – denn wer weiß, ob das Versorgungssystem auch auf Dauer funktioniert.

Auch in jener kleinen Wohnung, die ich manchmal bei meinen Aufenthalten in Jerewan beziehe,

gibt es mittlerweile keine Probleme mit der Wasserversorgung mehr – nur auf das Einschalten der Heizung sollte man weiterhin nicht vergessen. Die Wohnung befindet sich im Zentrum von Jerewan, an einem der breiten Boulevards, die das Stadtbild prägen. Zwar reicht die Besiedlungsgeschichte bis ins 8. vorchristliche Jahrhundert zurück, vom Aussehen her aber ist Jerewan im Wesentlichen eine Stadt des 20. Jahrhunderts. Der Architekt Alexander Tamanjan hatte in den zwanziger Jahren für Jerewan den Plan einer nach streng logischem Konzept durchorganisierten, idealen Stadt entworfen: geometrisch angeordnet, mit einem riesigen Platz als Zentrum – dem Lenin-Platz, nunmehr Platz der Republik –, großen Längs- und Querachsen und genau definierten, klar abgesteckten Nutzungsbereichen – hier das Verwaltungszentrum, hier die Kulturstätten, da Wissenschaft und Forschung, da die medizinischen Einrichtungen, dort die Wohnbereiche, Platz für Sport und Erholung, ein Ring von Grünanlagen, weiter draußen die Industriebetriebe. »Ich werde eine Stadt erstehen lassen, die die Welt in Staunen versetzt«, soll Tamanjan gesagt haben. Sein »Generalbebauungsplan«, der das alte, von Zeitgenossen oft als »orientalisch« beschriebene Jerewan verschwinden ließ, wurde zwar nur zum Teil verwirklicht, ist aber im Stadtzentrum sehr klar zu erkennen. Zwischendrin und vor allem in den äußeren Stadtteilen findet sich viel sowjetischer Betonplattenbau, kennzeichnend für die Innenstadt aber sind vor allem vier- bis fünfstöckige Gebäude aus Tuffstein. Dieser gibt der Stadt die charakteristische Farbe: ein Rosa-braun mit vielen Schattierungen.

Auch »meine« Wohnung befindet sich in einem dieser Innenstadthäuser. Sie liegt im dritten Stock und da es in dem Haus keinen Lift gibt, führt mich mein Weg jeden Tag mindestens zwei Mal durch das Treppenhaus: vorbei an einem Haufen Schutt, der im ersten Stock abgelagert ist, vorbei an einer glaslosen Fensteröffnung im zweiten Stock, vorbei an zahllosen aus den Mauern herausragenden Kabeln und Drähten. Seit Jahrzehnten scheint hier nicht ausgemalt worden zu sein, der Verputz bröckelt ab. Abends ist von dem nicht allzu viel zu sehen, da bin ich froh, dass ich beim Schein meiner Taschenlampe nicht über die an vielen Stellen zerbröckelnden Stufen stolpere, zentrale Beleuchtung gibt es nicht.

So oder ähnlich ist es in vielen Jerewaner Häusern. Die ersten paar Mal, als ich Bekannte besuchte, hegte ich angesichts der Treppenhäuser die schlimmsten Befürchtungen: Wie würde wohl die Wohnung aussehen? Dann immer die große Überraschung, denn die Wohnungen sind stets sehr gepflegt. Zwar wirkt die Einrichtung oft ein wenig altmodisch, was aber wohl nicht nur daran liegt, dass sich kaum jemand modernes Design leisten kann, sondern auch daran, dass auf eine gewisse konservative Gediegenheit großer Wert gelegt wird: möglichst schwere Möbel, Teppiche, Bilder – häufiges Motiv: eine Ansicht des Ararat –, Deckchen, Vasen, gerne auch Kristalllüster und meist viel Nippes gehören dazu. Und alle bedauern, dass sich die Treppenhäuser in einem derart schlechten Zustand befinden. »Sie machen nichts«, heißt es immer wieder. »Wer ist sie?«, frage ich. Achselzucken: »Die Regierung, der Präsident«, nochmals Achselzucken.

Diese Haltung sei, erklärt mir die Jerewaner Ethnologin Hranusch Kharatyan, ein nur sehr schwer zu beseitigendes Relikt aus Sowjetzeiten. Denn über Jahrzehnte habe für die Menschen gegolten: das Wenige, das sie privat besitzen, sozusagen der Innenbereich, wird gehegt und gepflegt, um das Außen aber hat sich der Staat zu kümmern, sich da einmischen zu wollen, kann nur Probleme bringen. In einem größeren Gemeinschaftsbereich wird daher auch heute noch kaum jemand selbst aktiv – auch wenn sich mittlerweile die politischen Strukturen geändert haben.

Für mich gehört der Gegensatz zwischen Treppenhäusern und Wohnungen zu jenen Kontrasten, die das Bild von Jerewan prägen – genauso wie die unterschiedlichen Ausblicke, die sich mir von »meiner« Wohnung aus bieten. Von der einen Seite sehe ich auf den geschäftigen Boulevard: Auf der gegenüberliegenden Straßenseite befindet sich eine Boutique mit internationaler Designermode, daneben, in einem Hauseingang, sitzt tagaus, tagein eine alte Frau in einem zerschlissenen Arbeitskittel auf einem wackeligen Hocker. Neben sich, auf einem zweiten Hocker, hat sie Tüten mit gerösteten Sonnenblumenkernen, die sie als Knabberlei an die Vorübergehenden verkauft. Auf der vierspurigen Straße herrscht reger Verkehr. Neben den oft halb verrosteten und stets überfüllten Linienbussen fallen da vor allem die teuren Luxuslimousinen auf, bei denen allerdings nicht feststellbar ist, wie viele Personen sich im Wagen befinden, da die Scheiben vorsorglich dunkel getönt sind. Von der anderen Seite der Wohnung sehe ich in den Hinterhof des Hauses, in dem drei Autos parken.

Platz wäre zwar für mehr vorhanden, doch einen Teil des Hofes nimmt ein Verschlag aus Wellblech ein, in dem irgendjemand einen Hühnerstall eingerichtet hat – und von wo unbeirrt, jeden Tag, noch bevor die Autos losfahren, ein kräftig krähender Hahn seinen Weckruf erschallen lässt.